

Aus Tschakas blutigen Tagen.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Galazi wird König der Wölfe.

Am nächsten Tag blieb Umschlopogaas, schon sich bedeutend besser fühlte, noch in der Höhle. Galazi aber ging auf die Jagd und kam abends wieder mit einem erlegten Boß auf den Schultern heim. Sie gaben ihn ab, weideten ihn aus und brieten das Fleisch am offenen Feuer. Nach Sonnenuntergang nahm Galazi seine Erzählung wieder auf: „Nun, Umschlopogaas, Sohn des Mogo, höre weiter, was mir auf dem Weiserberg bei der steinernen Herze begegnet. Ich war also, wie gesagt, nach langem, beschwerlichem Aufstieg endlich auf der Plattform, der gesuchten Höhle gegenüber. Hier aber bot sich mir ein Anblick dar, der mir das Blut in den Adern erstarren machte. Denk dir, Umschlopogaas, hier lagen, saßen und rannten eine Anzahl großer, schwarzgrauer Wölfe umher! Die einen lagten an Tierknochen, die anderen balgten sich miteinander unter wildem Geheul, während wieder andere mit rothglühenden Augen dasaßen und grimmig die Zähne fletschten. Ihnen gegenüber lag die Höhle, aus der ich den Toten holen sollte, doch ich sage dir, die Lust dazu war mir vergangen. Ich wollte fort, weit fort von hier! Schon wandte ich den Schritt rückwärts, da stieß mich die Donnerkeule in die Seite, und es war mir, als schreie sie mir in die Ohren: „Du Feigling! Wie willst du mit leeren Händen zurückkehren und dich auslachen lassen vom ganzen Kraal und dem alten Weiblein da unten? Darf eine solche Memme, wie du, noch länger die Donnerkeule in der Hand tragen?“ Das wirkte; nein, einen Feigling wollte mich niemand schimpfen. Ein Mann wollte ich sein, ein Held, und wenn mir auch hier der sichere Tod drohte, so wollte ich doch nicht sterben, ohne mich zuvor nach Leibeskraften gewehrt zu haben. In blinder Todesverachtung stimmte ich daher den Schlachtgesang der Galazi an, schwang die Donnerkeule über meinem Haupte und sprang sodann mitten unter die Wölfe hinein, nach rechts und links Hiebe austeilend, daß sie heulend nach allen Himmelsrichtungen auseinander flogen! Ha, wie mir das den Mut in der Seele weckte! Stolz, wie ein siegreicher Feldherr nach blutiger Schlacht, schritt ich nun über den leeren Platz dem Eingang der Höhle zu. Eben warf die untergehende Sonne ihre vollen Strahlen in die Grotte hinein, sodaß alle Wände rot wie Blut erschienen. Am Ende der Höhle droben in einer Nische der gegenüberliegenden Wand, sah ich aber etwas, was mir neuerdings allen Mut benahm. Denk dir, Umschlopogaas, hier in der Wand, in doppelter Mannshöhe, sei eine Nische und darin saß mit herunterhängenden Beinen ein Mann. Nun, dort in jener Höhle saß wirklich einer, d. h. einer, der einmal ein Mensch gewesen war; jetzt war nur noch das nackte Skelett davon da, die bloßen, dürrten Gebeine, zusammengehalten von der schwarzen, eingeschrumpften Haut! Ich sage dir: ein Anblick zum Entsetzen! Es war, als ob er sich auf die Arme stütze, und in der Rechten hielt er noch einen Fegen von seiner Umutscha (Lendenschürze); das übrige hatte er offenbar in rasendem Hunger verschlungen. Um seine Augen war eine lederne Binde; er hatte sie jedenfalls umgebunden, um nicht länger Zeuge sein zu müssen der gräßlichen Szenen, die sich Tag für Tag unter seinen Füßen abspielten. Die beiden Beine hingen herunter, am rechten

fehlte der Fuß, und am Boden lag, ganz mit Rost überzogen, die Klinge eines zerbrochenen Messers. Und nun, Umschlopogaas, greif daher und betaste den Felsen! Ist er nicht glatt, fein abgeschliffen, wie der hohle Stein, in dem unsere Weiber den Mais mahlen? Noch viel glatter, sag ich dir, war die Felswand, über welcher in seiner Nische der tote Mann saß. Woher kam das? Komm, ich will dir's sagen:

Wie ich so hineinschaute in die schreckliche Höhle, sah ich am Boden eine Wölfin liegen. Die rote Zunge hing ihr weit aus dem Maule heraus und mit den glühenden Augen fixierte sie unverwandten Blickes den Toten. Neben ihr aber saß ein alter, schwarzer Wolf, groß und stark, wie ich noch nie einen gesehen hatte, so ein rechter Wolfsvater. Im Nacken und an den beiden Seiten hatte er lange, graue Haare. Soeben zog er sich rückwärts gegen den Eingang der Höhle zu, faste den Toten, droben in seiner Nische scharf ins Auge und machte dann plötzlich einen ungeheuren Sprung nach dessen linken Fuß, der am tiefsten niedersah. Seine mächtigen Pranken schlugen an dem Felsen auf, einen Augenblick schien er mir daran zu hängen, dann aber fiel er heulend auf den Boden nieder.

Nun erhob sich die Wölfin, und beide sprangen nun zusammen an der Felsenwand hinauf, um den Mann herunterzureißen, der schon seit Jahrzehnten da oben saß! Ich hörte, wie sie nach ihm schnappten, sah, wie sie bei jedem Sprung ihm näher und näher zu kommen schienen, nur eine Handbreite war zuweilen ihre gierige Schnauze mit den scharfen, weißen Zähnen von dem Toten entfernt, doch jedesmal glitten sie wieder ab, da half kein Sprung, kein Heulen, kein Rasen, Knirschen und Zähnefletschen. Nun weißt du auch, Umschlopogaas, weshalb jene Felsenwand so glatt ist. Seit vielen, vielen Jahren sprangen da die Wölfe empor, um den Mann dort oben herabzureißen. Den rechten Fuß hatten sie einmal glücklich erwischt, doch dem linken konnten sie trotz all ihrer Wut nicht beikommen. Nochmals setzte die Wölfin zum Sprunge an, nochmals schnellte sie in weitem Bogen in die Luft, doch abermals umsonst. Rüdclings fiel sie zu Boden nieder, und aus dem Nacken, aus dem die Zunge eine Spanne weit heraushing, floß schwarzbraunes Blut. Sie hatte sich offenbar übersprungen. — Da fiel der Wolf heulend über sie her und würgte sie. Nun war es aber auch Zeit für mich, diesem schrecklichen Wolf den Garau zu machen, denn sonst konnte er im nächsten Augenblick über mich herfallen. Ich erhob die Donnerkeule, eilte in die Höhle und wollte der Bestie eben einen Hieb auf ihren harten Schädel versetzen, als sie sich plötzlich umwandte. Offenbar hatte sie meinen Schatten an der Wand gesehen. Blind vor Wut sprang nun der Wolfsvater auf mich zu. Ich aber traf ihn mitten im Sprung so heftig auf die Brust, daß er rüdclings zu Boden stürzte. Doch schon im nächsten Augenblick stand er wieder auf den Füßen und wollte mir an die Kehle. Diesmal zerschmetterte ich ihm den rechten Vorderfuß, faste sodann, als er abermals heulend auf mich zukam, die Keule mit beiden Händen und schlug ihm den dicken Schädel ein. Inzwischen war die Wölfin wieder zu Atem gekommen; doch hier war ich glücklicher. Ein einziger Schlag in den Nacken blies ihr das Lebenslicht für immer aus. Das alles war das Werk von ein paar Augenblicken. —

Ich trank aus der nahen Quelle, nahm etwas Speise aus dem Lederfack und begann hierauf, den beiden Tieren die Haut abzuziehen. Das war ein

gutes Stück Arbeit. Die Sonne ging eben unter, als ich damit fertig war. Wiederholt kamen auch wieder einzelne Wölfe in die Nähe und schauten mir, halb im Buschwerk versteckt, mit rotglühenden Augen bei meiner Arbeit zu; doch ein Griff nach der Donnerkeule verscheuchte sie jedesmal schnell. Jetzt aber, als ich die beiden Felle rechts vom Eingang der Höhle zum Trocknen aufhängte, kamen sie plötzlich in ungeheurer Menge daher, beschnüffelten von allen Seiten die Häute und fingen dann so kläglich zu heulen und zu winseln an, daß ich in meinem Leben nichts ähnliches gehört habe. Sie hielten offenbar die Totenklage über ihre ermordeten Fürsten. — Mich aber respektierten sie fortan, und ein zeitweiliger Wink mit der Keule tat seine guten Dienste. Mittlerweile war es Nacht geworden. Was nun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die Höhle hineinzugehen zu meinem lieben Toten, dem meine gute Keule wenigstens Ruhe vor den wütenden Wölfen verschafft hatte. Diese selbst hörten allmählich mit ihrem Geheule auf und verloren sich in dem Dunkel des Waldes. In dem dichten Geäst der riesigen Bäume aber erhob sich nun ein geheimnisvolles Rauschen. Es war, als ob die ganze Natur rings um mich lebendig würde und zu erzählen anfinge von alten und neuen Tagen. Da schien der aufgehende Mond in die Höhle herein und beleuchtete mit seinem matten Silberlicht die Nische, worin der Tote saß. Lange blickte ich das dürre, schwarze Gesicht an. Wann mochte der Mann da droben sich die Lederbinde um die Augen gewunden haben? Wann hatte ihn der Hunger bewogen, seine Amutscha halb zu verschlingen, und wann hatten ihm die Wölfe den rechten Fuß vom Leib gerissen? Doch wie? Hatte ich denn recht gesehen? War es nicht, als ob sich die beiden Kinnladen wie zum Sprechen bewegten? Oder hatte mir das alles nur geträumt? Ach, es war eine schreckliche Nacht, die ich damals erlebte, und wer kann bei solcher Aufregung, Einbildung und Wahrheit, Wirklichkeit und Traum genügend auseinander halten? Kurz, es war mir, als begänne der Tote mit dumpfer, hohler Stimme plötzlich zu sprechen: „Sei dir, Galazi, Sohn des Siguhano, du König der Wölfe! Sag mir, was ist dein Begehren, hier auf dem Geisterberge, wo die steinerne Here sitzt und das Ende der Welt abwartet?“ Unwillkürlich gab ich zur Antwort — und meine Stimme klang ebenfalls dumpf und hohl, wie die eines Menschen, der im Traum oder Halbschlaf spricht: „Sei mir gegrüßt, du Toter, der du einem Geier gleich hier auf dem Felsen sitzt. Ich bin gekommen, die Gebeine eines jungen Mannes zu suchen. Ich soll sie seiner Mutter bringen zu ehrenvoller Bestattung.“ — Viele und viele Jahre sitze ich da droben, Galazi, und schaue den Geister-Wölfen zu, wie sie in rasender Wut immer wieder und wieder den Anlauf nehmen, mich von meinem Sitz herabzureißen. Der harte rauhe Fels wurde von ihren Tagen ganz glatt gerieben. — So saß ich einst, als ich noch lebte, 7 Tage und 7 Nächte hier. In meinem Innern nagte der Hunger, und zu meinen Füßen rasten, die wilden Bestien. Auf die Dauer konnte ich deren Anblick nicht mehr ertragen; ich nahm daher meine Amutscha, riß ein Stück davon ab und verband mir damit die Augen, am 7. Tag begann ich, den Rest zu verzehren. Ein Stück davon ersparte ich mir auf den 8. Tag, doch inzwischen hatte ich aufgehört, Bedürfnisse zu haben . . .

Galazi, sag mir, wie befindet sich denn meine Mutter? Sie war noch in den besten Jahren und

sehr rüstig, da ich als junger Burche hierher auf den Geisterberg zur Jagd ging.“ — „Deine Mutter ist nun hochbetagt, ihr Haar ist schneeweiß geworden und ihr Gesicht voll von Runzeln. Auf ihre Bitten kam ich hierher, dich zu suchen; sie gab mir deines Vaters Donnerkeule mit, die nun mein Eigentum geworden.“ „Ja, sie gehört nun dir, Galazi, denn du hast die Probe wohl bestanden; du sollst noch mehr bekommen, höre, was ich dir sage: Die Wölfe, die du gesehen und von denen du die beiden größten erschlagen, sind Geister-Wölfe, die bösen Geister von Menschen, die in alter Zeit gelebt von Menschenfleisch. Willst du wissen, wovon sie leben, so steig morgen in jene Schlucht dort hinab, da wirst du ihr seltsames Futter finden. Von heute an sollst du König der Geister-Wölfe sein, du und noch ein anderer, den eine Löwin dir bringen wird. Darum hänge dir das schwarze Fell jenes Wolfsvaters um, den du erschlagen, und die Wölfe werden dir folgen, alle die 363 Geisterwölfe, die in diesen Bergen und Schluchten haufen. Das graue Fell der Wölfin aber gib deinem künftigen Genossen.“ „Wer soll denn jener sein, den mir eine Löwin bringen wird, und der mit mir über die Geisterwölfe herrschen soll?“ „Sein Name ist: Umschlopogaas, der Schlächter, der Sohn des Tschata, des Zulu-Löwen.“ Dies war das letzte Wort, das der Tote in seiner Nische zu mir sprach. Umschlopogaas erhob sich, trat näher zu Galazi heran und sprach: „Ich heiße Umschlopogaas, doch vom Vornamen Schlächter weiß ich nichts. Auch bin ich nicht der Sohn Tschatas, des Zulu-Löwen, sondern der Sohn Mopos, des großen Doktors und Wahrjägers. Galazi, du siehst also, du hast geträumt, oder der Tote hat dich erbärmlich angelogen.“ „Mag schon sein, daß ich bloß träumte, oder angelogen wurde. Der Tote lag dann aber in ganz merkwürdiger Weise, denn erstens fand ich am kommenden Morgen, als ich in die betreffende Schlucht hinabstieg, eine Menge menschlicher Gebeine. Das war also die Speise der Geisterwölfe, und dann hat dich wirklich eine Löwin zu mir gebracht. Doch, wir wollen jetzt nicht darüber streiten, sondern erst die Zukunft abwarten. Nur das eine will ich dir noch kurz erzählen: Als ich am nächsten Morgen wieder aus der Schlucht heraufstieg, war, in der die vielen Totengebeine liegen, da zog ich zunächst die Wolfshaut an. Nicht wahr, sie kleidet gar nicht übel und gibt zudem ein gewisses Ansehen; jedermann sieht, daß man so eine Art Wolfskönig ist! Dort in der Ecke ist das graue Fell der Wölfin. Nimm es, Umschlopogaas, es wartet schon lang auf dich.“ Dann trug ich Steinblöcke in die Höhle und türmte sie an der Wand so lange übereinander, bis ich hinaufsteigen und den Toten aus seiner Nische herunterheben konnte. Ich tat es ohne Bangen, denn wir waren während der Nacht gute Freunde geworden. Die eingeschrumpfte Haut hielt die Gebeine hinreichend zusammen, und ich nahm die leichte Bürde so auf die Schultern, daß mir die beiden Beine des Toten vorn über die Brust herunterhingen. Jetzt begann der Abstieg. Anfangs an dem hohen, steilen Pfad ging es schwer, und bei der Wanderung durch den Wald mußte ich mich sehr in acht nehmen, nicht oben an den vielen Ästen und Zweigen anzuhängen. Auch sah ich mit Bangen, wie die Wölfe mir von allen Seiten folgten und gar lästern Blide nach dem Toten warfen, den ich über den Schultern trug. Endlich kam ich ins Freie. Da standen nun die 363 Wölfe in weitem Bogen um mich her. Doch wie?

Sollte ich mich noch länger vor ihnen fürchten? Hatte ich nicht gestern in geheimnisvoller Rede gehört, ich sollte fortan ihr König sein? Ein Wolfskleid trug ich bereits, und so fing ich denn plötzlich zu heulen an wie ein Wolf. Als Antwort erscholl ein entsetzliches Geheul all der 363 Wölfe. Fürwahr, sie verstanden mich und begrüßten mich als ihren König! Auf ein Zeichen von mir kamen sie näher und beledeten mir Hände und Füße. Einer wagte es dabei, nach dem Toren zu schnappen. Ich verwies es ihm; er wich zurück, während die anderen ihn knurrend verfolgten. Richtig, es fehlte nichts! Meine getreuen Untertanen verstanden mich und folgten mir auf den Wink. Auf ein zweites Zeichen liefen sie alle zurück in den Wald. Ich kam nun mit meiner teuren Bürde ins Tal herab und näherte mich dem Fluß. Doch genug für heute! Es ist Zeit zum Schlafen; morgen, Umschlupoganaas, will ich dir meine Geschichte zu Ende erzählen. (Fortsetzung folgt.)

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Von W. Heng.

Gold, das gleichendste, edelste aller Metalle ist von altersher der Inbegriff alles Kostbaren. Es ist der Schmuck der Könige, der Stolz der Reichen, die Sehnsucht der Armen. Ein goldreiches Land war und ist noch heute das Ziel zahlloser Abenteuer, denen es ein Leben voll ungeahnter Genüsse, voller Wohlleben und Glanz vorgaukelt. Zwei Länder waren es, die von jeher als die vorzüglich goldreichen galten, nämlich Ophir und Eldorado. Außer dem ihnen zugeschriebenen fabelhaften Reichtum hatten diese beiden Länder bis in die neueste Zeit auch noch das gemeinjam, daß sie als geographische Begriffe unfaßbar waren. Gehörte Ophir dem Altertum an, so tauchte das zweite erst in der neueren Zeit auf. Das letztere war in der neuen, jenes in der alten Welt zu suchen. Besonders Eldorado war mit einem fabelhaften Schleier umgeben, hinter dem man Schätze vermutete, die nur von dem überbrannten Wunderglauben in dem Zeitalter der Entdeckungen als möglich angenommen, als vorhanden geglaubt werden konnten. Jemandwo im Primocogegebiete sollte das goldene Königreich liegen; aber gleich einer schimmernden fata Morgana äßte es alle, die ihm in heißer Sehnsucht nachjagten. Immer tiefer zog es sich in das Innere der Urwälder Venezuelas zurück. In den unzugänglichsten Teilen des Parimegebirges sollte es endlich sein letztes Heim finden, bis es sich vor den kritischen Blicken der Forscher in eitel Dunst auflöste. Eldorado ist verschwunden — es hat nie bestanden. Und wenn in jenen Gebieten auch heute beträchtliche Goldmengen gefunden werden, so muß man sie auf höchst nüchterne Weise aus der

Tiefe des Bergwerks heraufholen und dann mühsam aus dem Erz gewinnen. War Eldorado etwas Unbekanntes, dem man nachjagte, bis es als ein äffendes Phantom verschwand, so stehen die Nachrichten über Ophir, das Goldland der Alten, auf realem Boden. Es ist außer Zweifel, daß dieses Land tatsächlich existiert hat und natürlich auch noch vorhanden ist, ferner, daß es reich an Gold war. Wir wissen, daß David und Salomo, daß die Königin Bilkis von Saba, des letzteren Freundin, ferner daß Phöniker und Ägypter von dort große Mengen Gold holten; denn das Land Punt der Ägypter ist zweifelsohne mit Ophir identisch, bloß wo dieses Wunderland zu suchen sei, das wissen wir nicht. Im Altertum war es so allgemein bekannt, daß es einer besonderen Lagebezeichnung nicht bedurfte, so wenig wie jetzt etwa Kalifornien. Diese Kenntnis ist aber später nach dem Aufhören der Ophirfahrten verloren gegangen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus verlegte Ophir nach Indien, und seitdem wurde dieses Land bis in neueste Zeit mit dem alten Goldlande identifiziert. Indien war das Wunderland voller Reichtümer aller Art, wo also sollte man Ophir anders suchen? Und so wird denn in Lehrbüchern der Geschichte, die kaum 20 Jahre alt sind, immer noch Indien als das zweifellose Ophir bezeichnet. Man schrieb es kritiklos nach, ohne sich darum zu kümmern, ob die behauptete Tatsache auch der Wirklichkeit entspräche. In der Bibel werden 1. Könige 10, 21 und 22 als Produkte des fernen Wunderlandes aufgezählt: Gold, Silber, Eisen-



Abb. 1. Der Hügel von Zimbabue.

bein, Affen und Pfauen. Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Tuffhügel Pfauen bedeuten, wie Luther übersetzt hat, oder irgend eine andere wilde Hühnerart; doch ist diese Frage belanglos. Die Hauptsache bleibt das Gold, und von diesem kostbaren Metalle wurden ganz gewaltige Mengen nach den heimischen Häfen gebracht. Es wird nämlich berichtet, daß von einer einzigen Fahrt allein 420 Kiffar Gold zurückgebracht wurden, das sind 71.892 Kilogramm im Werte von etwa 34 Millionen Mark. Erste Chronika 30, 4 lesen wir, daß David für den Tempelbau rund 3000 Kiffar